

Rezensionen und Referate.

I. Erkenntnislehre.

Philosophie und Weisheit. Spezielle Einleitung in die Aletheiologie. Von Schalwa Nuzubidse, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Tiflis. Berlin 1931. Ost-Europa-Verlag. 8°. 220 S. *M* 8.50.

Die Aletheiologie, d. h. die Wahrheitslehre, soll nach Nuzubidse das Problem der Wahrheit in seiner letzten Tiefe erfassen. Der russische Philosoph unterscheidet von der „Wahrheit für uns“, wie sie im spezifisch menschlichen Erkennen auftritt, die „Wahrheit an sich“, und er versteht darunter etwas anderes als etwa Bolzano. Die abendländische Bewußtseins- und Subjektphilosophie kennt nur eine Wahrheit der Erkenntnis. Danach gibt es nur eine Wahrheit im Erkennen, genauer gesagt, im Urteil. Die „Wahrheit an sich“ aber, von der die Aletheiologie spricht, ist eine „seiende Wahrheit“, ein „Wahrsein“, ein in der Wahrheit stehendes Seiendes. Doch ist das Sein nicht an sich schon Wahrheit, sondern die Wahrheit entspringt erst aus der Berührung des Seins mit dem Denken. Der Begriff „Wahrheit an sich“ will zum Ausdruck bringen, daß das Seiende nicht erst durch das Bewußtsein geformt wird, sondern seine eigenen Formbestimmtheiten enthält, die eine Erkenntnis ermöglichen und für die Erkenntnis maßgebend sind. Das Gebiet nun, wo Denken und Sein in Berührung kommen, dieses „Vorlogische“, das der Erkenntnis vorausgeht, ist das eigentliche Gebiet der Aletheiologie, die untersuchen will, wie wir durch die spezifisch menschliche „Wahrheit für uns“ zur „Wahrheit an sich“ vordringen.

Der Verfasser geht in seiner Aletheiologie neue Wege, er hat auch das Bewußtsein, ein Neues zum ersten Mal klar gesehen zu haben und den Schlüssel zur Lösung des Rätsels der Philosophie in der Hand zu halten. Von hier aus blickt er überlegen auf die Philosophie des Abendlandes von Platon bis auf Heidegger und weist ihre Mängel in der Stellung zum Problem der Aletheiologie auf. Es lohnt schon der Mühe, sich in diesen originellen Denker zu vertiefen, obwohl es auch bei ernster Mühe schwer hält, den letzten Sinn des Ganzen zu erfassen. Das liegt nicht nur an dem ungewohnten Inhalt, sondern auch an der Ausdrucksweise des Verfassers. Die neue Art aber, wie die Probleme gesehen und die Leistungen der abendländischen Philosophie gewertet werden, bleibt anregend und lehrreich.

Pelplin (Pommerellen). **F. Sawicki.**

II. Metaphysik.

Die Bedeutung des philosophischen Wertproblems. Von Fritz Joachim von Rintelen. Sonderdruck aus der Festschrift Josef Geysers zum 60. Geburtstag, II 929—971.

Im Rahmen der von ihm herausgegebenen, Josef Geysers zum 60. Geburtstag dargereichten Festgabe veröffentlichte v. R. diese Untersuchung. Nach einer Einleitung und Darstellung der Problemlage gibt der Verfasser eine historische Uebersicht und Gruppierung der verschiedenartigen Lösungsversuche. In dem letzten (5.) Abschnitt legt er in gedrängter Kürze die Grundlinien seiner eigenen Auffassung dar. — v. R. strebt einen „Wertrealismus“ an, der an dem alten Satz, der schon bei Boëthius und Augustin sententiöse Prägung hatte, sich grundsätzlich orientiert: „omne ens in quantum ens est bonum.“ Der „Wertrealismus“ wird also altes Lehrgut der philosophia perennis wieder lebendig machen, soll aber auch (v. R. zeigt eine große Vertrautheit mit den historischen und neuzeitlichen Lösungsversuchen) wertvolle Anregungen der späteren philosophischen Arbeit mit verwenden. Die im vorliegenden Aufsatz gegebene Darstellung der Grundlinien des „Wertrealismus“ ist uaturgemäß zu gedrängt, als daß eine eingehende Stellungnahme jetzt schon möglich wäre. Man wird die bereits angekündigte umfassende Darlegung der Theorie des Verfassers abwarten müssen, die — so viel läßt sich wohl sagen — viele Erwartungen erfüllen wird.

Zu wenigen Punkten mögen einige sachliche Bemerkungen hier verstatet sein. v. R. gibt auf S. 933 eine vorläufige Definition des Wertbegriffes, den er inhalts- wie umfangsmäßig dem Begriffe des Guten gleichgesetzt wissen will. Wenn auch dieses sogleich zugegeben werden kann, daß umfangsmäßig der Wertbegriff dem Begriffe des Guten (im scholast. Sinne) gleich ist — eine Eigenschaft, die der Wertbegriff ontologisch gefaßt mit den transcendentalen Bestimmungen gemein hat — so ist doch nicht ohne weiteres gegeben, daß die inhaltliche (begriffliche) Gleichheit der beiden Begriffe selbstverständlich sei. Infolge der umfangsmäßigen Gleichheit sind die Transcendentien vertauschbar „secundum supposita“, nicht aber „secundum intentiones“; und nicht anders scheint es sich mit dem Begriffe des Wertes und des Guten zu verhalten. Wie beim verum und bonum ist die Relation zum geistigen Subjekt auch beim Wertbegriff gegeben. Wenn man das verum das cognoscibile, das bonum das appetibile auf Grund der realen Vollkommenheit nennt, so könnte man auf Grund der gleichen realen Vollkommenheit den Wert des „appretiabile“ nennen. Es kann in dieser Besprechung eine Analyse und Gegenüberstellung der beiden Begriffe nicht vorgenommen werden, die aber in der Begründung des Wertrealismus unerläßlich ist. Von der dadurch gewonnenen Grundlage läßt sich das Gemeinsame wie das Unterscheidende der beiden Begriffe kennzeichnen, wodurch für die weitere Entwicklung der Theorie die klare Linie gewonnen ist. Es wird sich sowohl das Kriterium für eine objektive Wertskala ergeben, wie auch die Erarbeitung

eines absoluten Wertes, der nicht vorauszusetzen ist (933, 691), sondern erst aposteriorisch zu gewinnen ist. Daß von ihm aus als dem Urwert sich die volle Wertwirklichkeit erst erschließt in dem durch den Verfasser dargelegten Sinne, ist verständlich, ist aber dennoch nicht vorauszusetzen. Erst dann kann sinnvoll von einer „inneren qualitativen Relation“ der nunmehr als „zweite“ erkannten Werte gesprochen werden. — Desgleichen wird die vom Verfasser so benannte „äußere Relation“ klar umschrieben und in sich noch genauer unterschieden werden. Hier deckt die alte Unterscheidung des *bonum honestum, utile und delectabile* wertphilosophische Grundtatsachen auf. Vor allem wird festzuhalten sein, daß, je höher ein Eigenwert ist, er desto inniger ein „*bonum nobis*“ ist. Erst recht ist das *summum bonum* wegen seiner beseligenden Vollkommenheitsfülle ein *summum bonum nobis*. Ein Nützlichkeitsinteresse, daß v. R. offenbar hier ausschalten will, kommt, je höher ein Wert steht, um so weniger in Frage. Auch die ganz selbstlose und mit Opfern verbundene Hingabe an einen hohen Wert um seines Wertes willen, bei der Kraß von Nutzen nicht gesprochen werden kann, läßt deutlich eine „Leistungsrelation“ erkennen in der geistig und charakterlich fördernden Rückwirkung. — Ob v. R. mit Recht eine „impersonale Wertesphäre“ annimmt, wird seine große Untersuchung ausweisen müssen. Es wird nicht zuletzt von dem Ergebnis der oben gewünschten Begriffsanalyse abhängen, ob und in welchem Sinne etwas für ein nichtgeistiges Wesen wertvoll sein kann. Die Unterschiede zwischen dem *appetitus naturalis, sensitivus und rationalis* geben hier wertvolle Fingerzeige. — Ein Wertrealismus wird der unhaltbaren Trennung verschiedener „Wertreiche“ ein Ende machen. Sowohl die sittlichen wie die religiösen wie die ästhetischen Werte weisen einen seinsmäßigen Zusammenhang auf. Gewiß haben unter diesen Werten — auch unter den sittlichen — einige lediglich ein „generelles Sollen“, indem sich der in ihnen beschlossene Anspruch zur Realisierung an die Menschheit richtet. Das tritt zumal zutage bei den Kulturwerten. Ihnen steht ein Reichtum sittlicher und religiöser (darum auch kultureller) Werte gegenüber, die ein ganz klares „individuelles Sollen“ aussprechen.

Diese nicht als Ausstellungen, sondern mehr als Anregungen zu dem wichtigen Gegenwartsproblem des Wertrealismus gedachten Bemerkungen lassen keineswegs die Anerkennung für die vom Verfasser geleistete Arbeit vergessen. Es ist bei der gegenwärtigen Lage der Wertphilosophie eine mühevoll arbeit, aus der verwirrenden Fülle subjektiver Meinungen das Bleibende und Wahre auszusondern und nutzbar zu machen. Daß v. R. bei dieser kritischen Arbeit zu einem Wert-Realismus gekommen ist und überdies altes, zum eigenen Schaden der Wertphilosophie ignoriertes Gedankengut der alten Meister wieder lebendig macht und in neue Sicht erhebt, macht seine Arbeit besonders verdienstlich. An den Verfasser darf zum Schluß der Wunsch gerichtet werden, daß die angekündigte umfassende Darlegung in Bälde erscheinen möge.

III. Psychologie.

Das psycho-physische Problem. Von E. Hohenstein. Paderborn 1931, F. Schöningh. 8°. 157 S. *N* 8,— brosch.

Die Arbeit erörtert in historisch-kritischer Weise das Leib-Seelen-Problem. Nach der genaueren Umgrenzung und inhaltlichen Bestimmung der Frage behandelt H. im ersten Teile des Werkes die Theorien, die im Laufe der Philosophiegeschichte aufgestellt wurden, und zwar in 3 Kapiteln: 1. „Vielheit ohne Einheit“, die in den extremen Vielheiten im Trichotomismus und im Dualismus zum Ausdruck gekommen sind. 2. Einheit ohne Vielheit, die im Materialismus und Spiritualismus verkörpert erscheint, deren System in seinen einzelnen Formen, historischen Wandlungen, Begründungsversuchen und kritischen Beleuchtungen vorgeführt werden. 3. „Vielheit und Einheit“ kommt zur Darstellung in der Wechselwirkungstheorie und in dem Parallelismus, die in ihren Ausführungen pro et contra behandelt werden.

Der 2. Teil bringt die Ansicht des Verfassers, die eine „virtuelle Vielheit bei substantieller Einheit“ darstellt. Nachdem der Sinn der Formulierung auseinandergelegt ist, kommt das Da- und Sosein der substantiellen Einheit zur Sprache, indem der Hylemorphismus entwickelt und die Seele als substantielle und subsistente Form betrachtet wird. Sodann wird die Beziehung des Physischen zum Psychischen herausgestellt, das Energieprinzip erläutert und die Folgerungen aus der aufgestellten Einheit gezogen.

Die einschlägige Literatur ist in hinreichendem Maße herangezogen worden. In den historischen Partien mußte der Verfasser sich freilich einer weisen Beschränkung befleißigen, sonst wäre das weitschichtige Material ungebührlich und unübersichtlich stark angewachsen. Die wesentlichen Punkte sind dabei aber berücksichtigt worden. Wohl macht sich in dem systematischen Teile eine gewisse thetische Art des Verfassers geltend, die dann andere Auffassungen etwas kurz behandelt. Insbesondere ist die Lehre von der Mehrheit der Formen nicht ausführlich genug behandelt und entsprechend entkräftet worden. Doch war es vielleicht die Absicht des Verfassers, auf diese Frage nicht eingehender einzugehen. Abschließend kann die Arbeit mit Recht als eine gute Einführung in das Problem bezeichnet werden.

Dr. H. Kiessler.

Der jugendliche Industriearbeiter und die Industriefamilie. Von H. Wagnier. (Beitrag zur Psychologie der Reifezeit). 9. Ergänzungsheft, Reihe A, der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, herausgegeben von J. P. Steffes, S. Behn, H. Brunnengräber. Münster i. W. 1931, Münsterverlag. VIII und 145 S. *N* 3,—.

Alle Freunde der werktätigen Jugend müssen dem Verfasser dieser Broschüre dafür dankbar sein, daß er sich das Vertrauen vieler jugendlichen Industriearbeiter in hohem Grade erworben und sie veranlaßt hat, ihr Ver-

hältnis zu den Eltern und anderen Familiengliedern durch mündliche oder mehr noch durch schriftliche Aeußerung darzulegen. Aus diesen Eröffnungen ersehen wir, daß das Verhältnis zur Mutter im allgemeinen ein vertrautes und herzliches ist, dagegen die meisten jugendlichen Arbeiter mit dem Vater entzweit sind.

Von 227 Äußerungen solcher Arbeiter zeigten nur $51 = 23\%$ ein positives Verhältnis zum Vater. Derselbe ward von ihnen geschätzt wegen seiner großen Sorge für die Familie, wegen des Interesses für den Beruf des Sohnes oder wegen der von ihm erhaltenen guten Erziehung.

Gegen die Mutter dagegen waren von 252 Jugendlichen $182 = 72\%$ positiv eingestellt. Sie betonen die Liebe der Mutter, sagen, daß sie viel zu leiden habe, oder erwähnen lobend, daß sie sparsam und fleißig sei.

Wagener weist auf Grund der Mitteilungen der jugendlichen Arbeiter nach, daß viele Väter durch herzloses, vielfach tyrannisches Behandeln der heranwachsenden Söhne, die sie meist nur nach dem Lohne, den sie verdienen und an die Familie abgeben, einschätzen, ihren Söhnen den Aufenthalt in der Elternfamilie verleiden und schuld daran sind, daß sie sich von ihrer Familie lossagen und das Elternhaus für immer verlassen. Aus den Berichten der jugendlichen Arbeiter erkennen wir, daß die häuslichen Verhältnisse in jenen Familien, die ein Eigenheim, womöglich mit einem Gärtchen haben, besser sind, als in Familien, die in Mietskasernen oder in Häusern mit anderen Familien zusammenwohnen. Gestützt auf die Bekenntnisse der Jugendlichen, weist Wagener nach, daß eine erfolgreiche und nachwirkende Erziehung der Jugend an das Zusammenwirken von drei Faktoren geknüpft ist: Die rechte Form der Autorität, ein verstehendes Eingehen auf die Eigenart des Jugendlichen und eine selbstlose Liebe, ohne die jedes Gemeinschaftsleben unmöglich ist. Für die Einstellung der Jugend zur Familie ist noch ein Faktor von höchster Wichtigkeit: der religiöse Familiengeist. Nach Wagener „bewahrt die lebendige Tradition der Familie, die ganze religiöse Atmosphäre des Elternhauses den Jugendlichen vor wesentlichen religiösen Erschütterungen.“ Wo die Eltern die Religion schätzen und üben, besteht noch Ehrfurcht gegen die Eltern seitens der jugendlichen Arbeiter. Das gute Beispiel der Eltern übt überhaupt eine gewaltige Macht aus auf die Herzen und die Lebensgestaltung der Jugendlichen.

Viel ist in dieser Schrift die Rede von der geschlechtlichen Reife und von der rechten sexuellen Aufklärung der Jugend seitens der Eltern. Wenn aber die Eltern, wie es in Arbeiterkreisen vielfach der Fall ist, ihre Autorität den Kindern gegenüber durch unreligiöses Leben und sittliche Minderwertigkeit verloren haben, dann sind sie außerstande, den heranreifenden Kindern mit Erfolg Aufklärung und Rat bezüglich ihrer sexuellen Schwierigkeiten zu geben.

Diese Schrift zeigt, wie notwendig es ist, daß beim Versagen der Eltern in der Erziehung der heranreifenden Arbeiterjugend die anderen berufenen Jugenderzieher umsomehr sich dieser Jugend annehmen, ihr Ver-

trauen gewinnen und sie die rechten Wege führen müssen. Es muß alles aufgeboten werden, Arbeiterfamilien vor dem sittlichen Verfall zu bewahren. In eine zerrüttete, religions- und sittenlose Familie zieht der Bolschewismus gar leicht ein.

Fulda.

Fr. Gutberlet.

IV. Religionsphilosophie.

Die Kirche Christi. Von Peter Lippert. Freiburg i. B. 1931.

Herder. 293 S. *№* 3.10; Leinw. *№* 4.50.

Das vorliegende Werk ist nicht ein eigentlich apologetisches, von der Art jener, die durch zwingende Gründe den Anspruch der katholischen Kirche auf göttliche Autorität zu erhärten suchen. Wie schon in seinem Sammelwerk „Credo“, so beschränkt sich auch hier der Verfasser mehr darauf, darzustellen und zu charakterisieren, als zu beweisen. „Jene Gegenwart des lebendigen und ewig lebenden Christus in der Kirche ist auf keine Weise mit historischen oder psychologischen Erkenntnismitteln zu erweisen“, heißt es. Sie ist schließlich nur im Glauben erfassbar, wenn auch starke Wahrscheinlichkeitsgründe — wie die Tatsache, daß die Kirche, im Unterschied zu menschlichen Verbänden, nicht gealtert und nicht zerfallen ist, und daß der Glaube an den lebendigen und gegenwärtigen Christus in ihr sich als eine gewaltige und unvergängliche Lebensmacht erwiesen hat — für die Gegenwart Gottes in der Kirche sprechen. Verfasser charakterisiert nun die Kirche als eine im steten Werden Begriffene, und als eine solche, deren Einheit sich so darstellt, daß zu verschiedenen Zeiten je eine Seite an ihr besonders ins Bewußtsein der Menschen gerückt war, wobei sich aber diese verschiedenen Aspekte nicht ausschließen, sondern einander vielmehr ergänzen. So stand im Mittelpunkt des urchristlichen Erlebnisses der Gedanke an das Reich Gottes, das sich genäht hatte in Erfüllung der Schrift. Das Mittelalter träumte den kühnen Traum „von der vollkommenen Einigung der ganzen Menschheit unter einem Zepter“, das zugleich das Zepter Gottes war. Für die Neuzeit ist die Kirche vor allem der Hort der Objektivität, gegenüber einem alles zersetzenden Relativismus. Parallel zu diesen verschiedenen Aspekten stellt der Verfasser nun verschiedene Frömmigkeitstypen dar, die sich vorwiegend an bestimmte Epochen knüpfen (wenn dieser Parallelismus auch nicht streng durchgeführt ist). So sei in der apostolischen Zeit die Frömmigkeit eine ausgesprochen theozentrische gewesen. In Jesus wurde vor allem derjenige erblickt, der als Sohn und Knecht den Menschen Gott vermittelt hat. Später — im Mittelalter — gewann er als Menschensohn einen selbständigen Kult, und heute stehe „die Kirche selbst, die hierarchische und monarchische Kirche, der von Rom aus machtvoll regierte Gottesstaat“, im Zentrum der religiösen Verehrung. — Verfasser betont aber, daß es zu jeder Zeit Menschen gegeben habe, „welche die Kirche urchristlich oder mittelalterlich, mit reformatorischer oder revolutionärer Leidenschaft erleben“, und daß sich all das kreuze „in neuen Erregungen, die jeden Tag dazukommen“. —

Neben den geistlichen Gütern, die die Kirche spendet, betont Verfasser, im Unterschied zu seinen bisherigen Werken, auch sehr stark ihre Rechts- und Beamtenseite, sowie die Vollmachten, die sie der Welt gegenüber zu beanspruchen hat. Trotzdem er zugibt, daß in der Kirche der menschlichen Entfaltung Schranken gesetzt sind, und daß sie daher durch noch andere menschliche und irdische Kräfte unterstützt werden müsse, sind für ihn doch ihre Vollmachten und ihr Recht, sich der Welt gegenüber zu behaupten, so groß, daß er auch von denen, die der Kirche nicht angehören, verlangt, daß sie das anerkennen und ihr die Existenzmittel gewähren. — Hierin scheint m. E. der Anspruch, den Verfasser im Namen der Kirche stellt, zu weit zu gehen. Denn bei aller Anerkennung der Objektivität der kirchlichen Autorität kann man doch unmöglich von denen, die ihr die Unterwerfung versagen, erwarten, daß sie die Kirche fördern und stärken. —

Sehr schön ist das, was Verfasser über das Verhältnis der Welt des Glaubens zur Wirklichkeit der äußeren Welt sagt. Die Glaubenswelt ist für ihn das Zentrum aller Wirklichkeit, während all das, „was unsere Städte erfüllt mit Lärm und Getöse“, irgendwo am Rande der Wirklichkeit liegt. —

Endlich wird noch die Frage aufgeworfen, wer als ein Glied der Kirche anzusehen ist, und sie wird dahin beantwortet, daß Glieder der Kirche alle diejenigen sind, „in denen Christus in irgend einer Weise zu wirken begonnen hat, oder in denen er noch fortwirkt“. —

Es erübrigt sich, zu betonen, daß wir es hier wiederum, wie bei allen Werken des Verfassers, mit einer sehr wertvollen Arbeit zu tun haben, die sich gewiß ihren Weg in der katholischen Welt erobern wird, und vielleicht auch über diese hinaus.

K. Friedemann.

Um Konnersreuth. Neueste religionspsychologische Dokumente.

In Verbindung mit Prof. Dr. Alois Mager O. S. B. (Salzburg), herausgegeben von Georg Wunderle. Würzburg 1931. C. J. Becker Universitäts-Druckerei. 65 Seiten. 8^o. Brosch. *M* 2.—

Es ist sehr zu bedauern, daß die Diskussion über die Ereignisse in Konnersreuth solch' traurige Formen angenommen hat. Wunderle und Mager vertreten in dem „Fall Konnersreuth“ den „rein wissenschaftlichen“ Standpunkt; Gerlich sieht dieselben Geschehnisse vom religiös-menschlichen Standpunkt. Eine sachliche Beurteilung der vorliegenden Dokumente muß feststellen: 1. Wunderle und Mager halten sich streng in den durch die Wissenschaften gesetzten Grenzen; Gerlich überschreitet die Grenzen seines Standpunktes erheblich. 2. Die „rein wissenschaftlichen“ Forderungen Wunderles und Magers sind durchaus berechtigt. 3. Ueber die subjektive Ehrlichkeit beider Parteien besteht kein Zweifel. 4. Der Ton der Auseinandersetzung ist hier wie da nicht frei von Animosität. „Damit ist die Konnersreuther Sache auf eine schiefe Bahn gebracht“ (Wunderle). Eine Einigung beider Parteien ist trotz guten Willens unmöglich; die „rein wissenschaftlichen“ Forderungen können nur unter den größten Schwierigkeiten erfüllt werden, wie hier Wunderle und Mager ja auch mit guten Gründen andeuten.

H. Fels.

V. Geschichte der Philosophie.

Platon. Seine Gestalt. Von Heinrich Friedemann. Mit einem Nachwort von Kurt Hildebrandt. Berlin 1931. G. Bondi. 8°. 144 Seiten. Brosch. *№* 6,50; geb. in Ganzleinen *№* 8,50.

Seit 1914 ist wohl von keinem Platon-Buch so viel die Rede gewesen — sowohl ablehnende Kritik wie begeisterte Zustimmung — wie von dem Platon-Hymnus von Heinrich Friedemann, der in der Masurenschlacht fiel. Wer den Wert dieses Buches messen will mit dem Maßstab, mit dem man sonst Bücher über Plato zu bewerten gewohnt ist, wird dem Werke Friedemanns nicht gerecht werden können. Der Verfasser nennt sein Buch „eine rede von dem sänger und seher, dem unvergänglichen vater geistigen reiches“. Sein Platon-Bild „will mit verachtung alles nur stofflich sterilen wissens durch den verwandten schlag der geistigen liebe das versunkene leben in kleinerem uns bescherten Kreise wieder wecken“. An wen sich Friedemann also richtet, ist klar: der Nur-Philosoph und der Nur-Philologe kommen für ihn nicht in Betracht. Er will versunkenes Leben wieder wecken und verzichtet eben darum auf alles, was die Platon-Diskussion nicht zur Ruhe kommen läßt. Trotzdem aber ist es nicht leicht, sich in das Buch hineinzulesen, und nur bei wiederholtem Studium, das durch die eigenwillige Stefan-George-Orthographie nur noch erschwert wird, erschließt sich dem aufmerksamen Leser der Sinn des Werkes, den der Verfasser selbst zum Schluß angibt: „So will auch diese rede ein bild, nicht nur ein wissen sein, nicht kenntnis mehren, sondern das leben verwandeln, wo es fähig ist, wahrhaft platonisch zu werden.“ In erster Linie muß m. E. das vorliegende Buch als ein persönliches Bekenntnis, das zugleich auch das Vermächtnis des begeisterten Hölderlin-Jünglings ist, und darum einen besonderen Wert besitzt, weniger als wissenschaftliche Leistung angesehen werden, obgleich es auch auf wissenschaftliche Platon-Untersuchungen (Natorp, Stenzel, Jäger) nicht ohne nachhaltigen Einfluß war. Der geistigen Gestalt des „Sängers“ und „Sehers“ Plato nähert sich Friedemann durch introspektive Erfassung der Persönlichkeit und darum entgeht er nicht dem Fehler der Einseitigkeit, zumal er das philosophische Werk Platons mehr als den Ausdruck künstlerischer Erlebnisse als ein objektives System von Wahrheiten erfaßt und deutet. Zweifellos hat diese Methode den Vorzug, daß sie uns eine Totalansicht der Persönlichkeit, und ihres Werkes gibt; jedoch sieht man dieser Totalansicht allzusehr die Mängel der „verachtung alles nur stofflich sterilen wissens“ an, sodaß der Gedanke des Buches wohl gut, die Ausführung aber nicht frei ist von erheblichen Gebrechen. Mit diesem Urteil soll dem Werke Friedemanns nicht jeder wissenschaftliche Wert abgesprochen sein; es ist sehr zu bedauern, daß durch den frühen Tod des Verfassers nicht vollendet wurde, was für die Platon-Forschung durch die neuartigen Einsichten und Perspektiven überaus wertvoll hätte werden können. In der Erkenntnis, daß Hildebrandt seinen Freund ehrt und der Wissenschaft dient, wenn er im Geiste des Verfassers

das Werk vollendet, möge er — unbeschadet der Pietät vor dem Vermächtnis, das wir ja jetzt kennen, — nicht nur die ungebräuchliche und sinnstörende Rechtschreibung wieder beseitigen, sondern auch durch gründlichste Ueberarbeitung des ganzen Werkes die Vollendung bringen, die er selbst als wünschenswert und notwendig erkannt hat.

Bonn.

H. Fels.

Der platonische Philosoph auf der Höhe des Lebens und im Anblick des Todes. Von Heinrich Scholz. Tübingen 1931.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°. 40 S. *M* 1,80.

Eidos und Psyche in der Lebensphilosophie Platons. Von Heinrich Barth. Tübingen 1932, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°. 47 S. *M* 1,50.

In der Politeia steht Sokrates vor uns als der platonische Philosoph auf der Höhe des Lebens, und im Phaidon sehen wir ihn als den platonischen Philosophen im Anblick des Todes. Das wissen wir, und doch läßt die Darstellung, wie sie in der vorliegenden Schrift von Scholz gegeben wird, uns nicht unberührt. Denn wer Plato recht verstehen will, muß ihn nicht nur studieren, sondern vielmehr noch ihn persönlichst erleben. Wenn irgendwo, dann gilt für Plato und seine Freunde das Wort Fichtes: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist“. Diese Tatsache der inneren Verbundenheit von Menschsein und Philosophsein — zum Schaden der Platon-Interpretation vielfach übersehen — hat Scholz in wundervoller Ueberlegenheit über alle entgegenstehenden Ansichten geschildert, indem er zeigt, wie Plato selbst in einer Reihe von „unvergeßlichen Gestaltenschöpfungen“ bemüht war, den Philosophen „im platonischen Sinne des Wortes“ zu charakterisieren. Der platonische Eros, den im Symposion Sokrates, dessen Leben von der platonischen Liebe geformt war, mit den Worten der Diotima gezeichnet hat, führte dem Verfasser bei der Niederschrift seines Vortrages die Feder, weshalb es auch Scholz trefflich gelungen sein dürfte, die innere Harmonie der „beiden am stärksten miteinander kontrastierenden platonischen Philosophengestalten“ des Philosophen in der Politeia und des Philosophen im Phaidon, aufzuzeigen. Die Antwort auf das Wie? und Warum? dieser Harmonie gibt der platonische Eros. Tief und schön und getragen von dem religiösen Feingefühl des Verfassers ist die Gegenüberstellung des Phaidon und der Nachfolge Christi des Thomas a Kempis. Gleichheit und Ungleichheit des tieferen Ideengehaltes dieser beiden Werke erfahren eine klare Einsicht und Wertung.

Wahrscheinlich steht unter dem Einfluß dieser Studie die Schrift von H. Barth über „Eidos und Psyche in der Lebensphilosophie Platons“; denn beide Arbeiten stimmen oft und in wichtigen Fragen gedanklich und manchmal auch wörtlich überein. Mit besonderer Freude stelle ich dies fest, da die Arbeit von Scholz es verdient, neben dem platonischen

Schrifttum Ritters weitgehend berücksichtigt zu werden. Trotzdem aber ist die vorliegende Schrift von H. Barth eine durchaus selbständige Arbeit, die als Weiterführung und Ergänzung zu desselben Verfassers Buch *Die Seele in der Philosophie Platons* (Tübingen, 1921) angesehen werden kann. Stellung und Bedeutung des Eidos und der Psyche, in der Lebensphilosophie Platons, werden hier eingehend, allerdings wenig übersichtlich und nicht immer klar dargestellt. Ursprünglich hat der Verfasser die in dieser Studie gebotenen Gedanken in drei Vorlesungen behandelt. Die äußere Zusammenfassung dieser drei Vorlesungen unter dem einen Titel läßt sich wohl rechtfertigen, bleibt aber leider doch eben nur eine äußere Zusammenfassung, ohne die innere Verbundenheit der Gedanken klar werden zu lassen. Wenn ich den Verfasser recht verstehe, dann darf ich wohl als den Grundgedanken seiner Arbeit bezeichnen sein Bemühen um die Darstellung der Fraglichkeit und Gefährdung der geschichtlichen Existenz des platonischen Philosophen. Man wird hier den Eindruck nicht los, daß die Schwarzweißmanier des Verfassers wenigstens hier Licht und Schatten des Problems nicht glücklich verteilt. Immerhin aber enthält die Arbeit manch' wertvolle Einsichten, die wohl als Grundlage zu einer schärferen Sichtbarmachung der in Frage stehenden Probleme dienen können.

Bonn.

H. Fels.

Platonische Liebe. Dargestellt durch Uebersetzung und Erläuterung des Symposions. Von C. Ritter, Prof. der Philosophie in Tübingen. Tübingen 1931, H. Laupp jr. 8°. 92 S. Brosch. *M* 2,60, geb. *M* 3,30.

Sokrates. Von C. Ritter, Prof. der Philosophie in Tübingen. Tübingen 1931, H. Laupp jr. 8°. 88 S. Brosch. *M* 2,60, gebunden *M* 3,30.

Die Platon-Bücher des Tübinger Philosophen C. Ritter zu lesen ist für jeden Platon-Freund ein auserlesener, philosophischer Genuß. Vor mehr als 40 Jahren eröffnete Ritter die stattliche Reihe seiner Platon-Studien mit seinen *Untersuchungen über Plato* (W. Kohlhammer in Stuttgart, 1888) denen bis 1931 etwa zehn verdienstvolle Werke, besonders sein großes, zweibändiges Werk *Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre* (C. J. Beck in München 1910 u. 1923) gefolgt sind. Außerdem hat Ritter noch in Fachzeitschriften eine große Zahl von Aufsätzen und Abhandlungen über Plato und seine Philosophie veröffentlicht. Die jüngste Studie ist die vorliegende über die *Platonische Liebe*. Hier bietet der Verfasser zunächst eine vollständige, meisterhafte Uebersetzung des Symposions. Wenn Ritter sich schon in dieser Uebersetzung, die ich als die beste mir bekannte Symposion-Uebersetzung ansehe, als vortrefflicher Deuter der platonischen Gedanken erweist, dann wird dieses Urteil noch bestärkt durch das in der „Erläuterung“ und im „Nachtrag“ sich anbietende Bemühen um die Beantwortung der Frage, „was denn der echte und ursprüngliche Sinn

sei der vielmißbrauchten Phrase von platonischer Liebe“. Der Verschiedenheit der einzelnen Reden, die im Symposium über den Eros gehalten werden, entspricht einer Verschiedenheit in der Interpretation dessen, was Plato unter dem Eros verstand. Ritter verschmäht es nicht, sich mit den einzelnen Deutertypen auseinanderzusetzen, die falschen Ansichten zu korrigieren, so daß schließlich seine lichtklare Darstellung in einer Verteidigung Platons ausklingt, die den Wissensqualm um Plato wohlthuend reinigt. Plato ist für Ritter „ein Philosoph, wie ich keinen zweiten kenne; ein Künstler ersten Ranges; ein Mensch, gottbegnadet wie wenige andere, unvergleichlich für alle Zeiten und von geistigen Wirkungen, die Unzähligen zum Segen gewesen sind und sein werden bis in die späteste Zukunft“ (*Die Kerngedanken der Philosophie Platons*, 1931, S. 334). Aufschlußreich und treffend sind die Vergleiche, die Ritter anstellt zwischen Diotimas Belehrungen über den Eros und Goethes Faust und Schillers Don Carlos; weniger glücklich ist der Verfasser in der Unterscheidung zwischen dem platonischen Begriff der Liebe und dem Begriff der „paulinisch-christlichen“ Liebe. Ritter wäre hier im Recht, wenn „paulinisch“ und „christlich“ identisch wäre. Auch scheint mir die Gegenüberstellung von Eros und Agape nicht befriedigend geklärt; so einfach liegen die Dinge nun doch nicht, daß man sie nur „nebenbei“ zu erwähnen brauchte, um sie behandelt zu haben.

Die Sokrates-Studie Ritters ist mit großer Verehrung und Liebe zu dem Lehrer Platons geschrieben. Nach einleitender Bemerkung über Athen nach den Perserkriegen und über die Begründung der athenischen Philosophie durch Sokrates, schildert der Verfasser Leben, Schicksal und Persönlichkeit des großen Lehrers. Eingehend und endgültig wird die Frage behandelt, ob Plato oder Xenophon das sicherste Zeugnis über Sokrates überliefert habe. Ritter kommt zu dem Ergebnis: „Xenophon ist lange überschätzt worden. . . . Jedoch pünktliche Nachprüfung hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die von Xenophon behauptete Ohrenzeugenschaft in bestimmten Fällen ganz unmöglich war. Damit ist sie auch für die andern Fälle zweifelhaft; und wir dürfen alle Angaben darüber wohl als literarische Fiktion auffassen“ (S. 14). Dagegen sagt Ritter von dem Zeugnis Platons über Sokrates: „Man kommt nicht aus ohne Platon. Bei ihm fließt die Quelle über Sokrates reichlich. . . . Aber die Ueberzeugung habe ich durch meine Studien gewonnen, das Zeugnis Platons über Sokrates ist mehr wert als das aller anderen Zeugen“ (S. 16). Die Darstellung des Daimoneon des Sokrates überzeugt nicht ganz; und leider hat der Verfasser sowohl hier wie auch bei der Deutung der sokratischen Ironie Sören Kierkegaards treffliche Gedanken hierüber nicht beachtet (*Ueber den Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates*; deutsch von H. H. Schaefer, München, 1929, S. 131 ff.). Höchst verwunderlich ist, „daß Aristoteles rein nichts über Sokrates auszusagen wußte, als was er teils in platonischen Dialogen, teils bei Xenophon gefunden hat“ (S. 46 u. 83). — Liegt der Hauptwert der Sokrates-Studie Ritters in der Beurteilung der Zeugnisse Xenophons, Platons und des Aristoteles, so sind dem Verfasser am vor-

trefflichsten gelungen die Kapitel „Sein Leben und Schicksal“, „Gesamtbild des Sokrates und sein Verhältnis zu den Sophisten“, „Seine pädagogische Methode“ und „Ueberzeugungen und Lehren des Sokrates“. Eben wegen dieser Vorzüge eignet sich die vorliegende Schrift sehr für den philosophischen Unterricht in den höheren Schulen. Die Sprache Ritters ist einfach und klar. Meine angedeuteten Einwände ändern nichts an meinem Gesamturteil über das platonische Schrifttum Ritters.

Bonn.

H. Fels.

Aristote – Traductions et études. Collection publiée par l'Institut Supérieur de Philosophie de l'Université de Louvain. La Métaphysique Livre IV. Traduction et Commentaire par Gaston Colle, professeur à l'université de Gand. Louvain 1931. gr. 8. 137 S.

Das Werk bringt zuerst eine zusammenhängende französische Uebersetzung des 4. Buches der aristotelischen Metaphysik. Ihr wird die Christische Ausgabe zugrunde gelegt. Daran reiht sich in kurzen Abschnitten unter Andeutung des jeweiligen griechischen Textes die Interpretation der Ideen. Die Arbeit, die allem Anschein nach aus dem Unterricht herausgewachsen ist, gibt eine brauchbare Einführung in den Gedankengang des erklärten Buches der Metaphysik. Die Argumentation basiert durchwegs auf dem inneren Zusammenhang. V. ist darum manchmal ziemlich radikal in Fragen der Textkritik. Die Verwendung der Aristotelesliteratur ist auf ein Minimum eingeschränkt, und auch so kommen die Gegner, die ziemlich kategorisch abgefertigt werden, mit ihrer Begründung kaum zu Wort. Die praktische Verwendbarkeit des Werkes würde gewinnen, wenn jeweils der ganze griechische Text geboten und dem Benützer damit die Beiziehung einer getrennten Textedition erspart würde. **Landgraf.**

Nicolai de Cusa. Opera omnia iussu et auctoritate Academiae Litterarum Heidelbergensis ad codicum fidem edita. II: Apologia doctae ignorantiae. Ed. Raymundus Klibansky. Leipzig 1932, F. Meiner. XI. 49 S. *№* 12, —.

Der bekannte Nikolausforscher legt hier eine Ausgabe der Verteidigung vor, die der Kueser für seine Docta ignorantia gegen den Johannes Wenck schrieb. Klibansky beweist, daß die Schrift wirklich von Nikolaus herrührt, gibt einen Stammbaum der Handschriften, bringt den Text mit den Varianten, belegt die Zitate und fügt einen Index der im Text vorkommenden Namen, dann einen Index der Zitate des Autors und seiner eigenen Verweise, und zwar a) für die Quellen, b) für die Testimonien bei. Die Arbeit macht einen durchaus erfreulichen Eindruck, wie auch der Umstand erwarten ließ, daß die Ausgabe unter Ernst Hoffmanns Aegide gemacht wurde. Daß sich die Heidelberger Akademie ein großes Verdienst durch die Inangriffnahme dieses großen Gesamtwerkes erwirbt, ist unbestreitbar. **Adolf Dyroff.**

Pierre Bayle, ein Kritiker der Philosophie seiner Zeit. Von

E. B. Sugg. Leipzig 1930, F. Meiner. 8. 87 S. Geh. *№* 6,50.

S. unternimmt die schwierige Aufgabe, Bayles Gedankenwelt in ihren tragenden Säulen aufzuzeigen. Bei dem Mangel an System sind die Hindernisse verständlich. Trotzdem ist ein relativ guter Ueberblick in der Schrift geboten.

Nach einigen bibliographischen und biographischen Vorbemerkungen faßt S. die wichtigsten und charakteristischen Punkte ins Auge, nämlich: 1. B.s Lehre von der „doppelten Wahrheit“, 2. Das Evidenzproplem, 3. Die materielle Substanz und ihre Beziehungen zum Raum und zur Bewegung, 4. Die geistige Substanz, 5. Die Kritik des Materialismus, 6. Kritik des biologischen Mechanismus, 7. Die Schwierigkeiten der Raum- und Bewegungsauffassung und ihre Bedeutung für das Realitätsproblem, 8. Die Frage des Verhältnisses von Leib und Seele.

S. geht in sorgfältiger Weise den einzelnen Gedankengängen nach, was bei der Verzweigung der Gedanken Bayles nicht wenig Mühe kostet. Zudem bringt die Verfasserin ihre selbständige Beurteilung zur Geltung, jedoch nicht in einseitiger Weise. Bolin, Eucken, Feuerbach, Jacoby und andere, die mit Bayle sich beschäftigt haben, werden dabei berücksichtigt. Freilich kann das nur in gewissen Grenzen bei dem geringen Umfange der Schrift geschehen. Dazu erscheint der Preis der Broschüre etwas hoch angesetzt zu sein. Im übrigen ist die Schrift wissenschaftlichen Charakters.

Als Grundzug Bayleschen Denkens wird die Skepsis und Kritik bezeichnet (S. 82), deren geschichtlicher Ausgangspunkt der Dogmatismus der Cartesianer ist. Jedoch ist Bs. Skepsis gemäßigt und „typisch . . . ist sein Schwanken zwischen verschiedenen Urteilmöglichkeiten.“ Einem erkenntnistheoretischen Rationalismus huldigend, wurde er der Wegebereiter jener Gedankenwelt, die die Namen Berkeley und Leibniz verkörpern, und eine „idealistisch-agnostische Ontologie“ in sich schließt. Zeitgeschichtlich gesehen, war Bayle von großem Einflusse, insbesondere hat er die Denkrichtung angebahnt, die später Friedrich der Große, Lessing, Diderot und Voltaire verfolgten, wengleich Bayle ihre Resultate nicht intendierte (S. 87).

St. Augustin.

H. Kiessler.

Die Metaphysik des Samuel Clarke. Von Dr. Th. Kurze. Paderborn 1929, F. Schöningh. 8^o. 55 S.

Der vielseitige Clarke (1675—1729) hat zwar kein spezielles Werk über Metaphysik geschrieben, aber aus seinen Schriften läßt sich in etwa eine Uebersicht über die wichtigsten Fragen der Metaphysik herausarbeiten. Dabei handelt es sich vornehmlich — nach den Ausführungen der Verfasserin — um die Briefe Clarkes und vor allem um die Werke: *A demonstration of the being and attributes of God* und *The evidences of natural and revealed religion*, die nach der Londoner Ausgabe von 1738 zitiert werden.

Zunächst wird der erkenntnistheoretische Standpunkt Clarkes kurz gekennzeichnet. Als Hauptkenntnisquelle erscheint bei ihm die eigene vorurteilslose Vernunft des Menschen, der gegenüber die äußere Erfahrung

untergeordnet wird. Das Wahrheitskriterium findet er in der Uebereinstimmung der Menschen und in der Unmöglichkeit, das Gegenteil aufzustellen (S. 14). Zu der Reichweite der Erkenntnis gehören auch die Offenbarungswahrheiten, deren Offenbarung nach ihm überflüssig ist (S. 16).

Das eigentliche Thema der Schrift, die Metaphysik, wird in der Weise erörtert, daß: Sein, Kausalität, Substanz, Attribut, Seele-Leib, Raum, Zeit, Dasein und Eigenschaften Gottes untersucht werden.

Beim Sein unterscheidet Clarke kaum something und being. Das notwendige Sein ist nicht von einem andern verursacht, die nicht notwendigen Dinge sind von dem notwendigen Sein verursacht. Den Substanzbegriff faßt er in der traditionellen aristotelischen Prägung: 1) Fürsich (in sich)-Sein, 2) Konkretes Einzelwesen, 3) Wesenheit (essentia). Bei den Attributen unterscheidet er essential and accidental properties. Er kennt materielle und immaterielle Substanzen, letztere weisen als wesentliches Attribut das Bewußtsein (consciousness) auf. Die menschliche Seele ist unteilbar und unzerstörbar, weshalb sie unsterblich ist. Die Pflanzen rechnet Cl. zu den materiellen Substanzen. Die Tierseele sieht er nicht als unsterblich an, gibt aber deren Möglichkeit zu. Beim Menschen nennt er das Gehirn das Sensorium (nicht Organ) der Seele. Unter Sensorium versteht er „the place of sensation“. Den Raum faßt er als Vorbedingung der materiellen und immateriellen Substanzen. Er stellt eine Eigenschaft Gottes dar, insofern unendlicher Raum die immensity ist, die jedoch nicht mit Gott identisch ist. Die Zeit ist „the duration of all things and of all ideas“. Die Gotteexistenz wird auf dem Weg über die Natur gewonnen. „it is evident that something always was“. Auch verwendet er ein ontologisches Element (im Menschen sind die Ideen der Notwendigkeit, Ewigkeit und Unendlichkeit, die ohne Existenz Gottes keinen Sinn hätten). Gott und Welt sind ganz verschieden. Letztere wird von Gott erhalten und regiert. So war Clarke gegen die Deisten ein Anwalt des Theismus, den er nicht ohne Geschick und Erfolg vertrat.

H. Kiessler.

Der Aufbau der Persönlichkeit von Kant. Aufgezeigt an seinem Werke. Ein Versuch zur Seelenkunde des Gelehrten. Von Kurt Breysig, Stuttgart/Berlin 1931. J. G. Gotta'sche Buchhdlg. Nachfolger. XII u. 142 Seiten. Gr. 8. In Büttenumschlag M 6,—.

Dieser interessanten Studie liegt des Verfassers großes Werk „Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit“ (Breslau 1931. M. u. H. Marcus) zugrunde. In diesem Werke vertritt Breysig die Ansicht, „daß in jedem der aufeinanderfolgenden Entwicklungsalter der Menschheit es eine andere der Seelenkräfte war, die Tat und Geist der Völker beherrschte“. Nach Breysig haben also nicht die Taten großer Menschen die Schicksale der Menschheit bestimmt, sondern die einzelnen Seelenkräfte, Verstand und Gefühl, Willens- und Einbildungskräfte sind die Grundlage, von der aus wir das geschichtliche Werden der Menschheit betrachten müssen. Was der Verfasser in seiner „Geschichte der Seele“ für die Erkenntnis des

geschichtlichen Seins der Menschheit geleistet hat, das hat er in der vorliegenden Schrift für die Erkenntnis des Aufbaus der Persönlichkeit Kants aufgezeigt, in dem er die einzelnen Werke in ihrem Ideengehalt bestimmt sein läßt durch die jeweilige Seelenkraft, aus der das entsprechende Werk hervorgegangen ist. Durch diese neuartige Methode der Person- und Sachanalyse werden der Psychologie des Denkens und des Denkers zweifellos überaus wertvolle Perspektiven eröffnet, deren weitreichende Bedeutung erstmalig durch Breysig erschlossen wird. So wird z. B. die Ansicht, daß Persönlichkeit und Philosophie Kants nicht als eine Einheit begriffen werden könnten (Simmel), als irrig erkannt und sogar das genaue Gegenteil bewiesen, nämlich, daß wir auf die Kenntnis der Werke Kants nicht verzichten können noch dürfen, wenn wir die Persönlichkeit des Denkers erfassen wollen, zu deren letztinigem Sein wir auf Grund der Methode Breysigs in einer Weise vordringen können, die uns bisher wohl kaum möglich war. Wird so Persönlichkeit und Werk des großen Denkers einer Analyse unterzogen, die „in Ehrfurcht, ja in Liebe zu nahen entschlossen ist“, einer Analyse, deren Ergebnisse wir im allgemeinen gern anerkennen, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß von der philosophischen Kritik nicht selten sich grundsätzliche Bedenken melden, nicht bez. der Persönlichkeitserschließung Kants, wohl aber gegen Problemdeutungen, die seit Schelers „Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“ als überholt angesehen werden dürfen.

Bonn.

H. Feis.

VI. Vermischtes.

Lexikon der Pädagogik der Gegenwart. In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben vom Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik, Münster i. W. Leitung der Herausgabe: Privatdozent Direktor Dr. Josef Spieler. 2 Bde. Lex. 8°. Freiburg i. Br., Herder. — Zweiter Band: Kinderfürsorge bis Zwangszustände. Mit 19 graphischen Darstellungen und Register zum ganzen Werke (XVII S. u. 1500 Sp.) 1932. In Leinw. *M* 32,—; in Halbfr. *M* 36,—.

Dem I. Bande, der bereits an dieser Stelle (45. Bd., 1932, S. 105—107) besprochen worden ist, hat sich in kurzer Frist der II. Band angeschlossen. Das anerkennende Urteil, das über den I. Band ausgesprochen werden konnte, gilt auch für den Schlußband. Die Anlage des Werkes, seine geistigen Grundlagen, die Art der Durchführung — alles das ist gleich geblieben. Ueberall enge Verbundenheit mit dem Traditionsgut und doch Aktualität, aber ohne Sensationslust; Streben nach knapper, klarer Darstellung; Objektivität in der Berichterstattung; einheitliche, entschiedene Stellungnahme, daneben aber auch Anregung zum Weiterdenken. Für die sorgfältigen Vorarbeiten der Leitung und ein gutes Zusammenwirken mit den Mitarbeitern zeugt die Tatsache, daß Nachträge, die bei einem solchen

Werke höchst unpraktisch sind, nicht angehängt zu werden brauchten. Mit Freuden begrüßt man aber am Schluß des II. Bandes das reichhaltige, vier Bogen umfassende Personen- und Sachregister; es stammt wohl im wesentlichen von der Hand von J. Spieler und erhöht die Brauchbarkeit des Werkes um ein Bedeutendes.

Wiederum seien die hier vorwiegend interessierenden Artikel aufgezählt, die für Philosophie und Psychologie einschlägig sind: Kinderpsychologie, Kinderzeichnen, Komplex, Konstellation, Kriminalpsychologie, Kulturphilosophie, Kulturpsychologie, Kunstpsychologie, Lebensphilosophie, Leidenschaften, Logik, Mädchenpsychologie, Massenpsychologie, Metaphysik, Methode, Minderwertigkeit, Moralphilosophie, Moralphychologie, Motiv, Mut, Nachahmung, Naturrecht, Neurose, pädagogische Psychologie, Persönlichkeit, Personalistik, Phänomenologie, Phantasie, Philosophie, philosophische Propädeutik, Physiognomik, Psychoanalyse, Psychographie, Psychologie, Psychopathie, Psychose, Psychotechnik, Psychotherapie, Pubertät, Religionsphilosophie, Religionspsychologie, Reproduktion, Schulpsychologie, Sexualethik, Sexualpsychologie, Sinne, Sozialpsychologie, Soziologie, Spiel, Stimmung, Struktur, Suggestion, Symbol, Temperament, Test, Tierpsychologie, Trieb, Trotz, Typen, Urteil, Völkerpsychologie, Wahrnehmung, Weltanschauung, Wertpsychologie, Willenspsychologie, Zwangszustände. Naturgemäß findet sich viel philosophisch oder psychologisch Relevantes auch in den pädagogischen Artikeln und in den zahlreichen biographischen Beiträgen über Vertreter der Pädagogik aus der Gegenwart.

Überblickt man nunmehr die Gesamtheit der philosophischen und psychologischen Artikel in beiden Bänden, so rechtfertigt sich das Urteil, daß sie eine solide und einheitliche Grundlage für den im vorliegenden Werk enthaltenen systematisch-pädagogischen Standpunkt darstellen. Auch bei denen, welche diesen Standpunkt und seine Grundlegung nicht teilen, wird das Gesamtwerk jene Anerkennung finden, die es verdient. Man darf darum hoffen, daß der äußere Erfolg dem inneren Wert entsprechen wird.

Freiburg i. Br.

Martin Honecker.

Die Seele und das Ich im homerischen Epos [mit einem Anhang: Vergleich mit dem Glauben der Primitiven]. Von J. Boehme. Leipzig 1929, Teubner. 8°. 132 S. *M* 8,—.

Inhalt: I. 1. Bedeutung der Seelenbezeichnungen in *φρένες, καρδίη, μένος, θυμός* und *νόος*. 2. Lokalisation des Seelischen in Körper und Seele bei komplexen Erlebnissen. II. Seelisches Leben als selbständiges Phänomen: 1. Die einzelnen Bezeichnungen . . . (wie vorhin) als Erlebnisinhalt und in reinem Verhältnis zum Vorgang und zum Ich betrachtet. 2. Die psychologische Anschauung [Entstehung der Bezeichnungen, Vielheit der Lebensseelen, die Idee des Gesamtgemüts, Verbreitung der Bezeichnungen, die Tierpsychologie] III. Bewußtsein und Lebensexcurs: *ψυχή* „Lebensseele“? Anhang: Vergleich mit dem Glauben der Primitiven. Stellenverzeichnis, Wörterverzeichnis und Autorenregister.

Die Arbeit ist eine erweiterte Göttinger Dissertation, die in überaus eingehender Weise und philologischer Genauigkeit einer Frage nachgeht, die durch Erwin Rhodes Werk *Psyche* sowie die Arbeiten von W. F. Otto (Frankfurt), Ernst Bickel (Bonn) u. a. das Interesse der Philologen und durch W. Wundts Völkerpsychologie die Aufmerksamkeit der Philosophen und Ethnologen auf sich gelenkt hat.

Die Sprache der Dichtung hat ihre eigenen Gesetze. Sie nimmt Rücksicht auf Versmaß, Wechsel im Ausdruck, Plastik der Bilder, Vielgestalt der Analogien usw. Die Sprache der Philosophie ist angewiesen auf festumgrenzte Begriffe und ihren eindeutigen Ausdruck im Wort. Daher die große Schwierigkeit, das philosophische Element aus Homers Werk herauszustellen, daher auch die Vielheit der Auffassungen. Wenn B. sich äußert: Die Entwicklung des Begriffes *ψυχή* läßt sich also umschreiben durch die drei Bedeutungen „Atem“, „Leben (das im Tode weggehende)“, „Totengeist“ [S. 113], so wird er noch von mancher Seite Widerspruch erfahren. Bezüglich der Primitiven ist die Forschung im Seelenproblem noch nicht weit genug gediehen, daß ein abschließendes Urteil gefällt werden könnte, mit dem die Ethnologen zufrieden sein könnten. Dahin ist B.s Aeußerung: „Der Vergleich der homerischen Seelenvorstellung mit dem Glauben anderer Völker zeigt also, daß die homerische Anschauung in der Reihe der anderen zwar eine besondere Stellung einnimmt. Aber der Unterschied ist nur ein gradueller, kein grundsätzlicher“ (S. 126) offenbar zu interpretieren.

Dr. Kiessler.

Weitere Neuerscheinungen.

1. Allgemeine Darstellungen.

Anfangsgründe der Philosophie. Von B. Bauch. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig 1932, F. Meiner. kl. 8. 132 S. *M* 2,40.

Inhalt: 1. Das Wirklichkeitsbild des täglichen Lebens. 2. Das erwachende philosophische Bewußtsein im Altertum. 3. Die Fraglichkeit des Erkennens. 4. Die Ueberwindung des Zweifels. 5. Die Hauptstufen des Erkennens. 6. Die Werte des Lebens. 7. Der Sinn der Geschichte.

Das Schriftchen, das aus Volkshochschul-Vorträgen hervorgegangen ist, will nur das philosophische A b c bieten, d. i. „das was von der Philosophie einem allgemeinen Bildungsbedürfnis zugänglich ist.“ (III).

Nachdem der Verfasser im ersten Kapitel das Wirklichkeitsbild des täglichen Lebens geschildert, zeigt er im zweiten Kapitel, wie das erwachende philosophische Bewußtsein im Altertum sich mit der Frage nach der Wirklichkeit beschäftigt, wie es vor allem den Gesetzesgedanken herausarbeitet, der eine die Wirklichkeit bestimmende Bedeutung erhält. In den

beiden folgenden Kapiteln wird erörtert, wie der Zweifel der Skeptiker das Erkennen fraglich zu machen sucht, wie dieser Zweifel aber durch Platon überwunden wird. „Es ist die unvergeßliche Großtat Platons, daß er über der Wahrnehmung ein Reich von in sich gegründeten Wahrheiten entdeckte, die er das Reich der Ideen nannte, und von dem in letzter, bester und tiefster Bedeutung auch erst dem Wahrnehmen Sinn und Vertrauen zuteil werden kann“. (60). Das folgende Kapitel entwickelt die vier Hauptstufen der Erkenntnis. Die erste Stufe, der Materialismus, sieht die letzte Wirklichkeit in der Materie. Die zweite, der Dynamismus, baut die Materie aus Kräften auf, die dritte, der subjektive Idealismus, erkennt, daß ein Sein unabhängig vom Denken nicht möglich ist. Die vierte Stufe erkennt, daß jenes Denken, ohne das es keine Wirklichkeit gibt, das „objektive Denken“ ist, d. h. der Inbegriff gegenständlicher Gesetze, ohne die es keine Gegenstände gibt. Neben den Gesetzen des Seins gibt es auch Gesetze des Sollens oder Sinngesetze. Das folgende Kapitel handelt von den Werten des Lebens. Was wir Wert nennen, ist zwar nicht Wirkliches, aber doch etwas Uebersubjektives, etwas Objektives. Der Verfasser unterscheidet den Wahrheitswert, den sittlichen, den ästhetischen und den religiösen Wert. Seine Auffassung der Religion wird gekennzeichnet durch den Satz: „Im Bewußtsein der Abhängigkeit des Wirklichen vom Ueberwirklichen liegt das religiöse Bewußtsein. Und Religion selbst ist der Wert selbst in seiner wirklichkeitsgestaltenden Bedeutung“ (127). Das letzte Kapitel handelt vom Sinn der Geschichte: „Die Geschichte ist das Band zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Wert und Wirklichkeit. Und dies ist selber der Sinn der Geschichte“ (131).

Das Büchlein bietet eine überaus klare Einführung in die Gedankenwelt des Verfassers, der in origineller Weise Kant und Lotze vereinigt. Auf die großen Schwierigkeiten, die der Annahme einer allem Existierenden vorausgehenden Welt von Seins- und Sollensgesetzen liegen, wird nirgends hingewiesen.

Die geistige Situation der Zeit. Von K. Jaspers. Sammlung Götschen Bd. 1000. Leipzig 1931. W. de Gruyter. 16. 192 S. Geb. *M* 1,80.

Inhalt: Massenordnung in Daseinsfürsorge. 2. Grenzen der Daseinsordnung. 3. Der Wille im Ganzen. 4. Verfall und Möglichkeit des Geistes. 5. Wie heute das Menschsein begriffen wird. 6. Was aus dem Menschen werden kann.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung dargelegt hat, wie das heute weit verbreitete Bewußtsein an einem Wendepunkte der Menschheitsgeschichte zu stehen, entstanden ist, zeigt er, wie die heutige „Massenordnung in Daseinsfürsorge“ den Menschen entwurzelt, ihm die Liebe zu den Menschen und Dingen nimmt und ihn mit dem Grauen der Verlassenheit erfüllt. Hieraus erwächst nach seiner Ueberzeugung die heutige Krise, die zu einer neuen Vertiefung des Staatsbewußtseins und schließlich zum klaren Bewußtsein

der geistigen Wirklichkeit als Ursprung und Raum alles menschenwürdigen Lebens führt. Indem der Verfasser ausführt, wie der Geist heute als Bildung und im geistigen Schaffen erscheint, stößt er auf die spezifisch moderne Frage, was der Mensch sei, eine Frage, die von Soziologie, Psychologie, Anthropologie und Existenzphilosophie nicht endgültig beantwortet werden kann. Weil so das Sein des Menschen im Dunkeln bleibt, kann auch die Frage, was aus dem Menschen werden kann, nur in Möglichkeiten beantwortet werden. „Was geschehen wird, sagt keine zwingende Antwort, sondern das wird der Mensch, der lebt, durch sein Sein sagen. Die erweckende Prognose des Möglichen kann nur die Aufgabe haben, den Menschen an sich selbst zu erinnern“ (191).

Erkennen und Zeit. Eine Studie über das Naturgesetz von W. Grebe. München 1931. E. Reinhardt. 60 S. *M.* 3,50.

Die scharfsinnige Schrift des Verfassers enthält eine Untersuchung des Kausalproblems, die auf die Frage hinausläuft, ob eine uneinsichtige Gesetzlichkeit möglich sei. Durch eine Klärung der Begriffe Zufall und Notwendigkeit sucht der Verfasser zu zeigen, daß in der Tat von uneinsichtiger Gesetzlichkeit gesprochen werden kann. Eine Verbindung von Notwendigkeit und Uneinsichtigkeit ist nach seinen weiteren Ausführungen nur möglich durch das Phänomen der Zeit, d. h. die Zeit in ihrem eigentümlichen Charakter, durch den sie etwas anderes ist als Raum, begründet die Gesetzlichkeit in der Natur. Ja, die Naturgesetzlichkeit ist nur der Ausdruck des eigentümlichen Wesens der Zeit.

Die Ausführungen des Verfassers geben mannigfachen Bedenken Raum.

Bedenklich erscheint uns vor allem die enge Verknüpfung des Begriffes der Erkenntnis mit dem der Gleichzeitigkeit. Der Satz vom Widerspruch ist nach der Meinung des Verfassers gar nicht formulierbar ohne Verwendung des Begriffes der Gleichzeitigkeit, „da sein Sinn gerade darin besteht, daß es im Wesen des Erkenntnisbegriffes liegt, in seiner Anwendung auf Simultanseiendes eingeschränkt zu sein“ (46). Auch scheinen uns die Ideen des Verfassers über die Bedeutung des Zeitbegriffes für die Physik unvereinbar mit der Relativitätstheorie, die eine absolute Gleichzeitigkeit von Ereignissen an verschiedenen Orten nicht anerkennt.

2. Erkenntnistheorie.

Der Erkenntnisbegriff in Physik und Geometrie. Von W. Steinberg. München E. Reinhardt. Gr. 8. 88 S. *M.* 3,—.

Inhalt: 1. Der Gegenstand der physikalischen Erkenntnis. 2. Raum und Zeit. 3. Der Gegenstand der geometrischen Erkenntnis. 4. Das Kausalprinzip in den physikalischen Wissenschaften. 5. Die Zeitüberlegenheit der Wahrheit.

Der Verfasser wendet sich in seiner Schrift vor allem gegen den Positivismus. Daß sich die physikalischen Theorien, obwohl sie auch Theorien von anschaulichen Gegebenheiten sind, nicht auf deren phänomenale Beschaffen-

heit gründen, sondern sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft immer weiter von ihr entfernen, das ist — so führt er aus — nur durch den kritischen Realismus zu erklären, nach dem wir in der Physik durch die Naturerscheinungen hindurch die ihnen zu Grunde liegende erlebnisfreie Wirklichkeit erfassen, also die Natur erkennen, wie sie unabhängig von unserem Erleben beschaffen ist (72).

Was die Raumfrage angeht, so betont der Verfasser die Notwendigkeit zwischen dem phänomenalen Raume und dem physikalischen zu unterscheiden. Der phänomenale Raum ist unendlich und hat euklidische Struktur, während dem physikalischen Raume ganz andere Eigenschaften zukommen können. Der fundamentale Mangel der kantischen Raumlehre liegt nach dem Verfasser in der Identifizierung dieser beiden Räume. Dieselbe Unterscheidung macht der Verfasser zwischen der phänomenalen und der physikalischen Kausalität. In der phänomenalen Welt ist die Kausalrelation mit anschaulicher Notwendigkeit gegeben. In der physikalischen Welt fehlt ihr die Notwendigkeit. Doch ist sie auch hier von rein zeitlicher Folge wesentlich verschieden, da auch in ihr die Wirkung aus der Ursache hervorgeht, nicht lediglich auf sie folgt.

Von besonderer Bedeutung erscheint uns das antipositivistische Argument. In der Tat ist die Tatsache, daß sich die Physik in ihrem Bestreben, die phänomenale Welt einem einheitlichen Gesetzeszusammenhange einzuordnen, immer mehr von den anschaulichen Gegebenheiten entfernt, für den Positivismus ein unlösbares Rätsel.

Das Kausalgesetz und seine Grenzen. Von Ph. Frank. Wien 1932, J. Springer. 8. XV, 308 S. *M* 18,60.

Inhalt: 1. Die Gefahren der Sinnlosigkeit bei Sätzen von großer Allgemeinheit. 2. Die schärfste Formulierung des Kausalgesetzes: Laplaces Forderung einer Weltformel. 3. Kausalitätsfeindliche Strömungen. 4. Kausalität, Finalität und Vitalismus. 5. Physikalische Gesetzmäßigkeit und Kausalität. 6. Kausalität und Zufall. 7. Kausalität und Quantenmechanik. 8. Kausalität, Zufall oder Plan in der Weltentwicklung. 9. Schwierigkeiten bei der Formulierung eines allgemeinen Kausalgesetzes. 10. Von der sogenannten wahren Welt. 11. Von der Gültigkeit des Kausalgesetzes.

Als Anlaß seines Buches bezeichnet der Vf. den Mißbrauch, „der heute oft mit den neuen Auffassungen der Kausalität getrieben werde und den Zweck habe, sie gerade zugunsten der rückständigsten und unwissenschaftlichen Bestrebungen auszunützen.“ Er steht ganz auf dem Boden des Positivismus. Das Ziel der Wissenschaft ist ihm nicht die Aufsuchung einer längst vorhandenen wahren Welt, sondern die Konstruktion eines Systems von Sätzen, mit Hilfe deren der Mensch sich in der Welt seiner Erlebnisse zurechtfinden kann (VI). Alle Wissenschaften haben das Ziel, aus den unmittelbaren Erlebnissen spätere vorauszusagen und womöglich zu beherrschen. Es gibt keine Philosophie außerhalb der Fachwissenschaften. Höchstens kann man die Herausarbeitung des Sinnes der allgemeinsten Sätze mit

Schlick als Philosophieren bezeichnen. Dann wäre es Aufgabe der Philosophie, Sätze, die eine höhere Bedeutung vortäuschen als die Sätze der Fachwissenschaft, als Scheinsätze zu entlarven (12).

Der Vf. untersucht die verschiedenen Formulierungen, die das Kausalgesetz gefunden hat. Dabei fragt er jedesmal, was dadurch über die wirkliche Welt ausgesagt werde oder wie die wirkliche Welt aussehen müßte, wenn das Gegenteil des Satzes richtig wäre. Es ergibt sich, daß es sehr schwierig ist, das Gesetz so zu formulieren, daß es keine bloße Tautologie ist, sondern etwas Verifizierbares über die Wirklichkeit aussagt.

Mit besonderer Schärfe wird der Gegensatz herausgearbeitet, der darin besteht, daß wir im praktischen Leben immer auf das Kausalgesetz vertrauen, ja die Sicherheit unseres Lebens darauf gründen, daß es aber auf der anderen Seite nicht gelingt, das Kausalgesetz so zu formulieren, daß sich daraus über unsere Erlebnisse etwas Sicheres folgern läßt. Eine genauere Ueberlegung zeigt uns allerdings, daß es im praktischen Leben nicht das Kausalgesetz in seiner Allgemeinheit ist, worauf wir unser Vertrauen setzen, sondern es sind dies spezielle Gesetze, die wir zu kennen glauben.

Die Frage, ob durch die moderne Physik die Gültigkeit des Kausalgesetzes in der Natur erschüttert ist, ist nach dem Vf. keine wissenschaftliche Frage. „Es hat sich“, sagt er, „immer nur um die Möglichkeit einer Voraussage von Erlebnissen gehandelt, die ihrem Wesen nach nur pauschaler Art sein konnte. Was uns die neue Physik lehrt, ist ein Fortschritt in der Analyse der Unbestimmtheit, da die Theorie jetzt auch diese Streuung vorhersagt, während sie früher einfach auf den theoretisch nicht erfaßten Rest geworfen wurde.“

Mit besonderem Nachdruck wendet sich Frank gegen die Versuche, in der modernen Physik eine Abwendung von der mechanistischen Kausalität und eine Hinwendung zu Begriffen wie Plan, Zweck etc. zu sehen.

Die Arbeit ist ideenreich, scharfsinnig und konsequent. Darum wird auch der Leser, der die positivistische Grundvoraussetzung des Verfassers nicht teilt und darum die positivistische Auffassung des Kausalitätsprinzips ablehnt, aus dem Buche nicht nur reiche Anregung sondern auch manche wertvolle Einsichten gewinnen.

Der Begriff der Tatsache in der positivistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts. Von L. Grunicke. Halle 1930, M. Niemeyer.

8. 200 S. *M* 8,—.

Inhalt: 1. Untersuchung des Tatsachenbegriffs im allgemeinen. 2. Der Tatsachenbegriff in einzelnen Wissenschaften. 3. Kritische Untersuchung einzelner Grundprobleme des Positivismus und das Verhältnis Kants zur positivistischen Philosophie.

Bei dem modernen Wiedererstehen des Positivismus ist es von besonderem Interesse, den Begriff der *Tatsache* bei den Hauptvertretern der positivistischen Philosophie einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Die Verfasserin der vorliegenden Schrift hat sich dieser dankenswerten Aufgabe

unterzogen. Sie beschränkt sich dabei auf diejenigen Positivisten, deren Hauptwerke in das 19. Jahrhundert fallen. Es werden demgemäß berücksichtigt A. Comte, J. St. Mill, H. Spencer, E. Laas, W. Schuppe, R. Avenarius und E. Mach. Dagegen werden Th. Ziehen und H. Cornelius nicht mehr behandelt.

Die Verfasserin zeigt, daß der Begriff der Tatsache schwierige Probleme einschließt. Was eine „Tatsache“ in einem positivistischen System bedeutet, das lehrt uns immer nur das System als ein Ganzes. Es werden zunächst die einzelnen Systeme im allgemeinen auf die Struktur des Tatsachenbegriffs hin geprüft, sodann werden die Tatsachen der einzelnen Wissenschaften untersucht.

Die Verfasserin vertritt in ihrer Kritik im wesentlichen den Standpunkt Kants, der nach ihrer Meinung das Problem des Gegebenen am umfassendsten gestellt hat. „Er hat nicht wie Hume das Gegebene auf Empfindungen beschränkt, sondern als einen Komplex aus heterogenen Elementen, Empfindungstatsachen, Ordnungsprinzipien, vielleicht auch Gefühls-tatsachen betrachtet, die alle nur relativ auf einander wirklich sind.“

Versuch einer Darstellung und Beurteilung der Grundlagen der Philosophie Edmund Husserls. Von J. Bannes, Breslau 1930, O. Borgmeyer. Gr. 8. 120 S. *M* 6,—.

Inhalt: I. Systematischer Teil. 1. Husserls Begriff der Philosophie. 2. Husserls Begriff von der Wissenschaft. 3. Husserls Begriff der Existenz. 4. Husserls Einschränkung der Intuition. 5. Husserls Begriff des Wesens. 6. Husserls Begriff der Wesensschau. II. Historischer Teil. 1. Die scholastische Lehre von der Erkenntnis der Prinzipien. 2. Husserl und Kant. 3. Husserl und Bolzano. 4. Husserl und H. Bergson.

Die vorliegende Arbeit ist den grundlegenden Motiven und Problemen der Husserlschen Philosophie gewidmet. Zunächst wird Husserls Begriff der Philosophie herausgestellt. Darauf wird untersucht, was Husserl unter Wissen und Wissenschaft versteht. Dies führt zum Begriff der Evidenz oder Intuition, deren „Korrelat“ nicht das existierende Faktum, sondern das „Wesen“ ist. Vom Begriff der „Wesensschau“ aus gewinnt der Verfasser einen Einblick in die Natur des phänomenologischen Idealismus, der ihn in den Stand setzt, den Anspruch Husserls, als Reformator der Philosophie zu gelten, zu würdigen.

Husserls Anspruch wird zurückgewiesen, denn der Begriff des Wesens, das man im reinen Bewußtsein soll schauen können, ist unhaltbar. Das Ziel einer endgültigen Fundamentierung der Philosophie als strenge Wissenschaft ist von Husserl nicht erreicht worden.

Der zweite Teil der Arbeit sucht die Husserlsche Philosophie in ihre historischen Zusammenhänge einzuordnen, indem er ihre Beziehungen zur Scholastik, zu Kant und Bolzano untersucht.

Husserls Phänomenologie und Schuppes Logik. Von R. Zo cher.

Ein Beitrag zur Kritik des intuitionistischen Denkens in der Immanenzidee. München 1932, E. Reinhardt. Gr. 8^o. 280 S. *M* 12,—.

Inhalt: 1. Die immanente Philosophie W. Schuppes. 2. Die phänomenologische Philosophie Edmund Husserls. 3. Schuppe und Husserl.

Die Schrift analysiert Husserls phänomenologische Philosophie, indem sie dieselbe mit der immanenten Philosophie Schuppes in strukturmorphologischen Zusammenhang bringt. In beiden Theorien hat, so führt der Verfasser aus, die kritizistische Auffassung des Immanenzgedankens, in deren konsequenter Durchführung er eine Hauptaufgabe der Philosophie der Gegenwart erblickt, eine eigentümliche Umbildung erfahren. Diese Umbildung trägt zwar den berechtigten Motiven der „Intuition“ und des „ontologischen“ Denkens Rechnung, wie sie sich in unserer Zeit im Gegensatz zum logischen Formalismus des Kritizismus mehr und mehr durchsetzen, sie erscheint aber dem Verfasser in der Grundlegung der immanenten Philosophie als unhaltbarer „intuitionistischer Ontologismus“, der beide Lehren in innere Schwierigkeiten verwickelt.

Die Untersuchung hat im wesentlichen den Sinn einer analytisch-kritischen Vorstudie zu einer einwandfreien Fassung des Immanenzgedankens.

3. Naturphilosophie.**Ziele und Wege der heutigen Naturphilosophie.** Von H. Reichenbach. Leipzig 1931, F. Meiner. 64 S. *M* 1,80.

Der Verfasser legt in seinem Büchlein den Umriss einer neuen Naturphilosophie dar. Neu an dieser Philosophie ist nicht so sehr das Ziel wie der Weg. Sie sucht ihre Probleme nur im engsten Zusammenhang mit der naturwissenschaftlichen und mathematischen Forschung zu lösen. Analyse der positiven Forschung ist der Weg, den sie sich gewählt hat. Sie kennt keine unveränderlichen Kategorien und keine von der fachlichen Forschung unabhängig geltenden synthetischen Urteile a priori.

Nachdem der Verfasser die Eigenart der neuen Naturphilosophie gekennzeichnet hat, weist er auf die Fortschritte hin, die sie in den verschiedenen Problemkreisen erzielt hat. Im biologisch-psychologischen Problemkreis haben die Probleme der Zweckmäßigkeit und des Lebens eine gewisse Klärung erfahren. Im physikalischen Problemkreis sind die Probleme des Raumes und der Zeit und der Naturgesetzlichkeit weitgehend gefördert worden. Was den mathematischen Problemkreis der Naturphilosophie angeht, so ist vor allem die Fortbildung der Logik durch die Einführung der formelmäßigen Schreibweise hervorzuheben, die mit einem Schlage eine Reihe von logischen Entdeckungen gebracht, zu denen die an die Sprache gebundene Logik aus menschlich-psychologischen Gründen niemals gelangen konnte. Die symbolische Logik erwies sich ferner als notwendig, um die

Theorie der Mathematik durchzuführen, deren Notwendigkeit sich unabweisbar herausgestellt hatte.

Zum Schlusse werden noch einige übergreifende Probleme behandelt, die man keiner bestimmten Einzelwissenschaft zuordnen kann, da sie über mehrere Einzelwissenschaften hinweggreifen. Es sind dies die Probleme der Realität und der Kausalität.

Das Büchlein Reichenbachs, der vor allem durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über das Raum- und Zeitproblem die Wissenschaft gefördert hat, gibt uns einen dankenswerten Einblick in die Tendenzen der neuen Naturphilosophie, die ohne Zweifel bereits bemerkenswerte Leistungen aufzuweisen hat, wenn sie auch in der Reaktion gegen den kantischen Apriorismus zu weit geht, so weit nämlich, daß sie keinerlei unveränderlichen Begriffe und außer den sog. Tautologien keine streng allgemeingültigen Sätze mehr anerkennen will.

Das Weltbild der Physik und ein Versuch seiner philosophischen Deutung. Von A. S. Eddington. Braunschweig 1931, Fr. Vieweg & Sohn. Gr. 8. 356 S. Geb. *M* 12,80.

Inhalt: 1. Der Sturz der klassischen Physik. 2. Relativität. 3. Die Zeit. 4. Der Ablauf des Weltgeschehens. 5. Werden. 6. Die Gravitation und ihre Gesetze. 7. Die Gravitation und ihre Erklärung. 8. Die Stellung des Menschen im Weltall. 9. Die Quantentheorie. 10. Die neue Quantentheorie. 11. Weltbau. 12. Zeigerstellungen. 13. Realität. 14. Verursachung. 15. Wissenschaft und Mystizismus.

Das vorliegende Werk des berühmten englischen Astronomen und Physikers enthält im wesentlichen den Inhalt seiner Gifford-Vorträge, die er an der Universität Edinburg gehalten hat. Die ersten 11 Kapitel beschreiben das Weltbild der modernen Physik, die vier letzten Kapitel untersuchen die Stellung, die diesem Weltbild im Rahmen allgemeiner Weltanschauung, einschließlich der Religion zukommt.

Der Verfasser versteht es meisterlich, auch die abstraktesten und schwierigsten Teile der Physik dem Verständnis des Lesers nahezubringen. Stets gelingt es ihm, durch geistvolle Darstellung, vor allem durch überraschende Vergleiche die Aufmerksamkeit zu fesseln. Meisterstücke didaktischen Könnens sind die Kapitel über den Sturz der klassischen Physik, über die Relativitätstheorie und die Quantentheorie.

Besonders originell ist die Erklärung des Gravitationsgesetzes. Das Gesetz lautet so und nicht anders, weil wir in einer Welt leben, die wir von innen betrachten, die wir mit Standardmaßen messen, die ihr angemessen sind, weil sie zu ihr gehören.

Die letzten Kapitel handeln vom Wesen, vom Urgrund der Welt. Dieser Urgrund ist nach dem Verfasser für die Physik unerreichbar. Sie kann ihrer innersten Natur nach niemals in ihn eindringen. Zu ihm führt nur ein Weg: der unseres Selbstbewußtseins. Dieses führt uns aber zu einer geistigen Realität, die mit der Welt der Physik keine Ähnlichkeit hat: „Soweit wir diesen

geistigen Urgrund in unserem Bewußtsein kennen, ist er wesentlich nicht metrisch und so können seine leitenden Gesetze unmöglich den Differentialgleichungen und anderen mathematischen Gleichungen der Physik analog sein, die nur dadurch Inhalt und Sinn erhalten, daß metrische Größen eingesetzt werden. Die naivste anthropomorphe Darstellung einer geistigen Gottheit kann niemals so weit ab von der Wahrheit liegen, wie ein durch metrische Gleichungen erfaßtes Bild des göttlichen Wesens“ (277).

Diese Ausführungen sind deshalb von besonderem Werte, weil hier ein angesehenen Physiker gegen den Positivismus Stellung nimmt und den Urgrund der Welt in einer nichtphysikalischen, ja in einer geistigen Wirklichkeit sucht.

4. Ethik.

Die allgemeinen Grundlagen des sittlichen Handelns. Die Ethik des Geschlechtslebens. Von L. Ruland. München 1931, Max Hueber. gr. 8. VII, 416 S. *M* 13,20.

Inhalt: I. Die allgemeinen Grundlagen des sittlichen Handelns. 1. Der Mensch als sittliche Persönlichkeit. 2. Die objektive Norm des sittlichen Handelns. 3. Die subjektive Norm des menschlichen Handelns. 4. Die Lehre von der Pflicht. 5. Die Störung der sittlichen Ordnung durch die Sünde. 6. Die Wiederherstellung der sittlichen Ordnung in Christus. II. Die Ethik des Geschlechtslebens.

Was das Rulandsche Werk von den herkömmlichen Darstellungen der Ethik besonders unterscheidet, ist die eingehende Behandlung des Grenzgebietes zwischen Ethik einerseits und Biologie und Psychiatrie andererseits. So finden wir in der Untersuchung über die Bedeutung der leiblichen Komponente im Wollen und Handeln ein eigenes Kapitel, das teils berichtend, teils kritisch beleuchtend, teils eigene Erfahrungen darbietend, mit den wichtigsten Ergebnissen der medizinischen Psychologie vertraut machen soll. Ganz in Sinne des Aequinaten will der Verfasser das gesamte Rüstzeug der modernen Wissenschaft in den Dienst der Moralthologie stellen. Besonderes Gewicht legt er auf die Kretschmersche Typeneinteilung und auf H. Hoffmanns medizinische Charakterforschung. Dabei ist er sich jedoch des Problematischen und Unfertigen, das diesen Theorien noch anhaftet, wohl bewußt und hebt ausdrücklich hervor, daß sie der Einheit und Freiheit der menschlichen Persönlichkeit nicht hinreichend gerecht werden.

Mag man in Einzelheiten die Ansichten des Verfassers nicht teilen, so wird man doch seiner Tendenz, mit den Fachwissenschaften stets in enger Föhlung zu bleiben und ihre Ergebnisse, soweit als möglich, der Moralthologie dienstbar zu machen, die Anerkennung nicht versagen.

5. Geschichte der Philosophie.

Der hl. Albert der Große. Ein wissenschaftliches Charakterbild von M. Grabmann. Rede, gehalten bei der Münchener Albertusfeier am 28. Febr. 1932. München 1932, M. Hueber. Gr. 8. 30 S. *M* 1,40.

M. Grabmann stellt sich die Aufgabe, die Bedeutung des hl. Albert ans Licht zu stellen und das große Ereignis seiner Heiligsprechung und Erhebung zum Kirchenlehrer in den großen historischen Rahmen einzuordnen.

Der Verfasser zeigt, daß Albert kein bloßer Sammler und Exzerptor eines fremden Wissensstoffes, sondern ein selbständiger Forscher von großer Initiative ist, der das vorher Gedachte überschaut und durchdringt, der einen gewaltigen Wissensstoff beherrscht und gestaltet und das, was vor ihm gedacht worden war, mit einer Ueberfülle neuer Erkenntnisse und Beobachtungen erweitert, bereichert und vertieft (8). Albert strebt, wie Grabmann besonders hervorhebt, nach der Erkenntnis der Wahrheit um ihrer selbst willen. Er tritt für die Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit der Philosophie und des profanen Wissens überhaupt ein, er zeigt Sinn und Begabung für exakte wissenschaftliche Forschung, er hat eine Fülle von Beobachtungen in seinen naturwissenschaftlichen Werken niedergelegt.

So zeichnet uns Grabmann den hl. Albert als eine geistesgewaltige, hochragende Denker- und Heiligengestalt, als einen der anziehendsten und imposantesten Repräsentanten des wahrheitsfrohen und gläubigen Mittelalters, für den der Beiname der Große nicht ein bloßer Schmuck, sondern der Ausdruck seines inneren Wertes ist (23).

Der unbekannte Kant. Von H. Burgert. Separatabdruck aus dem Jahrbuch der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft. Wien 1931, Verlag Herder & Co. Gr. 8. S. 122—144.

Burgert bietet uns in seiner kleinen Schrift eine dankenswerte Einführung in die schwierigen Gedankengänge der Heideggerschen Ontologie. Kant wollte in der Kritik der reinen Vernunft die Metaphysik nicht vernichten, sondern ihr eine neue Grundlage geben. Das ist die These der neuesten Kant-Deuter, unter denen bekanntlich Heidegger eine besondere Rolle spielt. Heidegger hat, wie der Verfasser ausführt, die Gleichung Sein = Vorhandensein als falsch erwiesen. Er hat die übliche Lehre vom Sein des Menschen der Vorhandenseins-Ontologie entrissen und die schlechthin eigentümliche Seinsart des Menschen tiefer analysiert als es bisher geschehen ist. Heidegger lehrt, daß das Wesen des Menschen in seinem Existieren besteht, das ein Seinkönnen, ein Sichhalten in Möglichkeiten, ein Sich-vorweg-sein ist. Der kühnste Gedanke Heideggers besteht darin, daß er die transzendente Einbildungskraft Kants mit der Zeit in eins setzt.

Nachdem der Verfasser in die Grundgedanken der Heideggerschen Ontologie der personalen Existenz eingeführt hat, nimmt er zu der neuen Seinslehre kritische Stellung. Bei aller Anerkennung der Methode Heideggers,

den Ausgangspunkt des Philosophierens im Menschen zu nehmen, sieht er doch dieses Philosophieren in Gefahr, die Endlichkeit des Menschen absolut zu setzen. „Wir werden das Sein nie aus dem Selbstverständnis des Menschen verstehen“.

6. Vermischtes.

Soziologie und Sozialwissenschaften in Amerika und ihre Bedeutung für die Pädagogik. Von A. Walther. Karlsruhe 1927. G. Braun. 8°. 143 S. *M* 5,—.

Inhalt: 1. Die Entwicklung der amerikanischen Soziologie. 2. Sozialpsychologie. 3. Systematisches Studium der gegenwärtigen Gesellschaft. 4. Sozialpolitik. 5. Soziale Vorbildung der Theologen und Pädagogen. 6. Die Lösung des Problems der Bürgerkunde auf den Schulen. 7. Der soziologische Unterricht auf College und Gelehrtenschule.

Der Verfasser gibt auf Grund eines Besuchs zahlreicher soziologischer Departements von New York und Boston bis Los Angeles und Seattle ein dokumentiertes Bild von der reichen Entwicklung der Soziologie in Amerika, insbesondere auch von der fruchtbaren Verflechtung dieser Wissenschaft mit der Arbeit der theoretischen und praktischen Nachbarwissenschaften. Wenn auch die amerikanischen Organisationen von uns nicht einfach nachgeahmt werden können — manche Universitäten haben einen soziologischen Lehrstab bis zu 12 Dozenten — so bietet doch ihr Studium starke Anregungen nicht nur dem Soziologen, sondern auch dem Theologen und Pädagogen.

L'œuvre psychobiophysique de Ch. Henry. Par Fr. Warrain. Paris 1931, Libr. Gallimard. Lex. 552 p. 120 *Fr.*

Inhalt: 1. Die Vorstellung. 2. Psychobiologie und Energetik. 3. Die Strahlung und das Leben.

In der Einleitung handelt der Herausgeber F. Warrain über die wissenschaftliche Laufbahn Ch. Henrys (geb. 1859 zu Bolwiller im Elsaß). Er zeigt, daß diese in mehreren Phasen verläuft, in denen sein großes Programm, das er von Anfang an mit großer Präzision formuliert hat, zur vollen Entfaltung kommt. Es handelt sich darum, Empfindungslehre, Psychophysik, Biologie und Physik in einer großen Synthese zu vereinigen. Zunächst sucht Henry Sensationen und Begriffe auf ein Schema zurückzuführen, das der elementaren Konstitution des lebendigen Wesens entnommen ist. Es ist dies die ästhetische Phase. Sodann sucht er die sensitiven, motorischen und trophischen Reaktionen des Lebendigen auf mathematische und energetische Gesetze zurückzuführen. Das ist die energetische Phase. Schließlich sucht er die Uebereinstimmung der beiden vorhergehenden Prozesse nachzuweisen und die Beziehungen zwischen Einzelwesen und Umgebung näher zu bestimmen. Er kommt so zu dem Ergebnis, daß die Autoregulation das Wesen des Lebens ausmacht. Diese

Phase, die man die teleologische nennen könnte, bedeutet die Krönung seines Werkes.

Der Herausgeber begnügt sich nicht mit der Wiedergabe der Henryschen Texte, sondern sucht auch durch eingehende Kommentare ihre Lücken auszufüllen, ihre Dunkelheiten aufzuhellen und auf ihre letzten Konsequenzen hinzuweisen.

Die Vertreter der exakten Wissenschaften werden viele der Henryschen Aufstellungen als zu wenig begründet ablehnen, doch werden sie aus dem reichen Inhalt des phantasievollen Verfassers mannigfache Anregungen gewinnen.

Geschichte der führenden Völker, herausgegeben von H. Finke, H. Junker und G. Schnürer. 1. Band: **Sinn der Geschichte**. Von J. Bernhart. — **Urgeschichte der Menschheit**. Von H. Obermaier. Mit 14 Bildern im Text und 6 Tafeln. Freiburg 1931, Herder. Gr. 8. X, 348 S. *M.* 10,—.

Inhalt: I. Sinn der Geschichte. II. Urgeschichte der Menschheit. 1. Der fossile Mensch. 2. Der Mensch der jüngeren Steinzeit und der vorgeschichtlichen Metallzeiten.

Den Prolog zu der großangelegten Geschichte der führenden Völker bietet die Abhandlung Bernharts über den Sinn der Geschichte der Menschheit. Er bietet uns zunächst einen Ueberblick darüber, wie sich die großen Denker der Vergangenheit zu der Frage nach dem Sinn der Geschichte gestellt haben und legt sodann in einer geistsprühenden Untersuchung seinen eigenen Standpunkt dar. Er zeigt, daß die Geschichtsphilosophie uns die Antwort auf die Frage schuldig bleibt, und nur der Glaube an das Reich Gottes und die göttliche Offenbarung eine vollbefriedigende Antwort gibt. Die Abhandlung schließt mit den Worten: „Die Geschichte ist das Reich der menschlichen Anteilhaft und Schuldnerschaft im Reiche Gottes in der Zeit. Wenn dies ihr Wesen ist, hat sie auch nicht weit zum Sinn — der Ehre Gottes. Und diesen Sinn erfüllt, annehmend oder nicht, die Menschheit auf ihrer Wanderschaft im Staube der Geschichte“ (143).

Im selben Bande spricht H. Obermaier, eine allgemein anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Paläontologie, über die Urgeschichte der Menschheit. Er entrollt uns in allgemeinverständlicher und zugleich streng wissenschaftlicher Form ein Bild vom Werden der Menschheit, von den ersten Spuren in fernen Erdaltern an bis herab zur Morgendämmerung der positiven Geschichte. Er zeigt uns den Urmenschen in seiner Kultur und Kunst, führt uns sodann über die Jungsteinzeit Europas und des nahen Orients zu den Metallzeiten Europas mit der Homerischen Welt des Aegäischen Meeres und den dämernenden Umrissen von Völkern, die heute zu den führenden gehören.

Wir besitzen in Obermaiers Urgeschichte die neueste und vollständigste Darstellung der Vorgeschichte der Menschheit. E. Hartmann.